

## Bu welchen Erwartungen für unsere vaterländische Poesie berechtigen uns die großen Ereignisse der Gegenwart?\*)

---

Wir feiern heute den erfreulichen Geburtstag unseres Fürsten und Herrn. Wir freuen uns, daß Höchstderselbe in gutem Wohlsein und noch ungeschwächter Kraft ein neues Lebensjahr angetreten. Scheint doch das schöne Geschenk eines rüstigen Alters eine Mitgabe Derer zu sein, welche die Jahre ihrer Jugend in den erhebenden Zeiten der Freiheitskriege verlebt. Der heutige Geburtstag unseres Durchlachtigsten Fürsten fällt in eine Zeit so überwältigender Ereignisse, wie sie selbst jene glorreichen Kämpfe kaum mit sich führten, in eine Zeit von solcher Größe und Erhabenheit, wie eine gleiche das deutsche Volk in der langen Reihe der Jahrhunderte noch nicht gesehen.

Unwillkürlich werden die Blicke von den engen Grenzen der Heimat in die weite Ferne gezogen, wo unsere sieggekrönten Heere um Frankreichs Hauptstadt einen eisernen Gürtel schlingen, um an der übermüthigen Babel ein ernstes Strafgericht zu vollziehen. Kommt es uns nicht oft wie ein Traum vor, was doch zur schönsten und vollsten Wirklichkeit geworden? Dieß viel verhöhnte Deutschland wirft mit wunderbarer Energie den alten Erbfeind nieder? Diese auch in neuerer Zeit noch gespaltene Nation zieht wie Ein Mann in gewaltigem Ansturm, in ununterbrochenem Siegeslauf in das stolze Nachbarland hinein? Kein Streit, kein Hader mehr zwischen Süden und Norden, sondern nur ein Wettstreit in Tapferkeit und Todesmuth, in Liebesfülle und Opferfreudigkeit?

Ja, das alles und vieles andere, was auch die Kühnsten kaum zu hoffen wagten, entfaltet sich dem erstaunten Blicke als unleugbare, herzerhebende Wirklichkeit. Es ist wohl eben nur ein Bruchtheil unseres Volkes, für dessen Theilnahmlosigkeit inmitten all der Herrlichkeit Robert Waldmüller um Nachsicht bittet.

---

\*) Einem mehrfach ausgesprochenen Wunsche nachzukommen, läßt der Verfasser die am 24. September v. J. von ihm gehaltene Rede folgen, obwohl er für seine Beweise manches den schon früher von ihm veröffentlichten Untersuchungen entnommen hat.

Hab' Nachsicht, Freund, mit den Beklagenswerthen,  
 Die, kalt inmitten all dem Schwung und Drang,  
 Wohl dieser Tage große Botschaft hörten,  
 Doch nur wie einen fernem, fremden Klang;  
 Die nicht ergriffen, nicht gehoben, nicht  
 Gebessert, ohne Glauben und Vertrauen  
 Rückwärts in's nächtliche Nebelqualmen schauen  
 Statt vorwärts in das gold'ne Morgenlicht.

Hab' Nachsicht, Freund! Wonach wir andern ringen:  
 Ein Vaterland im großen Sinn des Werts, —  
 Nicht einmal auf der Träume kühnen Schwingen  
 Erfreut ihr Denken ja sich dieses Horts;  
 Was wir, wenn auch nur erst im Ideal  
 Bestigen, fremd blieb's ihrem Wünschen, Hoffen;  
 In ihr Gemüth, das doch für's Gute offen,  
 Fiel nie erwärmend dieser Sonne Strahl.

Daß nun eine solche Aera, wo die Begeisterung auch in kalte Herzen strömt und das schon warme Gemüth mit Gluth erfüllt wird, auch nach einem poetischen Ausdruck sucht, war von vornherein als das Wahrscheinliche zu bezeichnen. Daß jene andachtsvolle Begeisterung, welche die Einen, jene stolze Siegesfreude, welche die Andern erfüllt; daß die Dankbarkeit gegen die unendlichen Segnungen Gottes, sowie die Freude an der Größe der nationalen Kraft; daß die Trauer über die unzähligen Opfer des blutigen Krieges, sowie das Hochgefühl über die gewaltigen Erfolge — daß alle diese Stimmungen sich auch in dichterischen Ergüssen kund geben würden, konnte man bei einem zur Poesie so reich begabten Volke, als es das deutsche ist, mit Zuversicht voraussetzen. Diese Voraussetzung aber hat sich in einem Umfange erfüllt, der die kühnsten Erwartungen übertrifft. Jung und alt, vornehm und gering, reich und arm, jedes Lebensalter, jeder Stand hat der großen Zeit sein Lied gesungen. Da erfüllt sich das Wort unseres Altmeister Göthe, der nur den Perioden der Begeisterung produktive Kräfte zuertheilt.

Ist es überhaupt die Begeisterung, welche schafft, so ist es doch vor allem die vaterländische, welche den mannichfaltigsten, lebendigsten Ausdruck sucht. So sehen wir in der That, daß sich die großen Perioden literarischer Leistungen, die Blüthenalter der Literatur fast immer an Zeiten mächtigen politischen Aufschwungs anschließen. Denn das Gefühl ihres Werthes muß eine Nation haben, wenn sie sich auf dem Felde der Literatur und Kunst zu selbständigen Leistungen erheben soll. Den Höhepunkt auf dem Gebiete geistiger Strebungen erreicht ein Volk erst dann, wenn es sich in Zeiten politischer Erhebung zu dem frohen Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft emporgeschwungen hat.

Wie das Blüthenalter der griechischen Kunst nach den glorreichen Tagen von Marathon und Salamis erschien, wie Rom's klassische Periode sich in den Zeiten seiner unbestrittenen Weltherrschaft entfaltete, so stützte sich in Beziehung auf die modernen Völker die klassische Poesie der Spanier auf den noch unerschütterten Glauben ihrer Größe und der Höhepunkt der englischen Dichtung fiel in die Zeit, wo unter Elisabeth's glänzender Regierung das freudige Gefühl schnell wachsender Macht das ganze Volk durchdrang. Es sonnte sich Frankreich's vielgepriesene Literatur in dem Glanze von

Versailles, wo Ludwig XIV. als der mächtigste Fürst Europa's ungestraft in die Angelegenheiten aller Völker eingreifen durfte. Es entwickelte sich die erste Blüthe unserer vaterländischen Dichtung in jenen Zeiten, wo die Deutschen sich noch das mächtigste Volk der Christenheit nennen durften.

Konnte sich die zweite klassische Periode unserer Literatur nicht ebenso auf eine Zeit politischer Größe stützen, so hat sie doch unleugbar eine mächtige Anregung durch das erhöhte Selbstbewußtsein empfangen, das ein großer König durch ruhmwürdige Thaten dem protestantischen Norddeutschland einflößte.

Wenn wir so sehen, daß sich die großen Perioden nationaler Poesie fast immer an Zeiten nationaler Erhebung anschließen, so dürfen wir wol sicher hoffen, daß die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart unserer poetischen Literatur zu einem mächtigen Aufschwung verhelfen werden.

Zwar sind sie verstummt jene Dichter, die wie Uhland und Rückert noch im Anschluß an die Tage Göthe's ihre Lieder sangen, aber in der jüngeren Generation werden unter dem Einfluß einer großen Zeit Kräfte erstehen, die dem verjüngten deutschen Reich gewiß zu hoher Zierde gereichen.

Freilich können wir nur dann auf eine Verjüngung unserer Poesie rechnen, wenn die politische Wiedergeburt, der wir entgegen sehen, auch eine wahrhafte Erneuerung unseres volksthümlichen Charakters mit sich führen wird.

In diesen Zeiten, wo man wieder an die Macht der Ideale glauben lernt, muß der Deutsche all die edlen Züge seines Wesens in ihrer vollen Reinheit und ihrem vollen Umfange wiederzugewinnen suchen; er muß vor allem der aus Frankreich importirten Trivolität und dem entnervenden Materialismus sich entreißen und sein Herz wieder der heiligenden Gewalt des Evangeliums öffnen, wie es unsere besten Patrioten: ein Arndt, ein Stein stets gethan haben. Er muß den Familiensinn und in ihm jene häuslichen Tugenden pflegen, aus denen erst die politischen erwachsen: Selbstbeherrschung, Beharrlichkeit, ernstes Streben.

Daß wir unter dieser Voraussetzung von der gewaltigen Zeit, deren Größe, wie wir hoffen, nicht mit der Eroberung von Paris zu Ende gehen wird, uns die schönsten Früchte für unsere vaterländische Poesie versprechen dürfen, will ich in aller Kürze nachzuweisen suchen.

Da es selbstverständlich für jetzt noch unmöglich ist, die Berechtigung dieser Erwartungen aus den Leistungen der unmittelbaren Gegenwart zu begründen, so muß ich meinen Nachweis durch Rückblicke auf solche Zeiten führen, wo unser Volk in nationalen Kämpfen mit unseren Nachbarn jenseits des Rheines begriffen, auch in der Poesie, und dieser zum größten Gewinne, nationale Richtungen einschlug.

Als der fränkische Cäsar vor wenig Wochen genöthigt war, seinen Degen in die Hände des greisen Königs zu legen, der mit der Frische und dem Heldenmuth eines Jünglings den großartigen Kampf zum siegreichen Ende führt, da wandte wol mancher seine Blicke rückwärts in die vergangenen Jahrhunderte und weilte bei jenen Tagen, wo auch ein französischer König gezwungen wurde, sich deutscher Tapferkeit gefangen zu geben.

Ja es trat unwillkürlich jene Ravierschlacht des Jahres 1525 vor die Erinnerung, wo Franz I. sein Schwert in die Hände Karl's V., oder vielmehr jenes tapfern deutschen Führers Georg v. Frundsberg überliefern mußte. Das Königsschwert, es liegt ja noch in Mindelheim in Oberschwaben, der Heimat des Frundsberger.

Suchte schon jene Zeit, in welcher deutscher Sinn und französische Denkweise zuerst in scharfen Kontrast traten, einen poetischen Ausdruck für das, was sie bewegte? Ja gewiß! Eine große Fülle von Liedern haben wir allein schon von jenen Landsknechten des alten Frundsberg. Diese Soldatenlieder, bald stolz und siegestrunken, bald zart und sanft, zeigen in der beredtesten Weise, wie unter dem Panzer dieser kühnen Streiter ein empfindungsreiches, ein starkes und doch wieder reiches Gemüth wohnte. Das Lied dieser mannhaften Schaaren auf die Pavierschlacht klingt schon wie das Schlachtenlied eines Arndt aus den Freiheitskriegen.

\*) Das Fähnlein auf! die Spieße nieder!  
Dem Kaiser Sieg, dem Feinde Tod!  
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,  
Ihr Landsknecht, drum verkauft es theuer —  
So war des Frundsbergs erst Gebot.

Da sah man Spieß und Schwerter blitzen,  
Wie Sternlein in der blauen Nacht.  
Die Kugeln in den Riffen flogen,  
Es sprang das Blut wie Regenbogen  
Wol zu Pavia in der Schlacht.

Das war kein Tag wie alle Tage,  
Das war ein rother, heil'ger Tag,  
Als fern vom deutschen Vaterlande  
Vor deutschem Muth mit Schmach und Schande  
Das fremde Heer im Kampf erlag.

Nach Gott dem Frundsberg Lob und Ehre,  
Denn er ist aller Ehren werth.  
Du hast dein Völklein wol geleitet,  
Du hast den schönen Sieg bereitet!  
Hier, Alter! nimm das Königsschwert!

Und als der Franzmann mit dem Papst ein Bündniß schließt, so treiben diese sieggewohnten deutschen Landsknechte ihre Feinde nach Rom und stürmen die heilige Stadt. Auf dem gewaltig schnellen Zuge durch die lombardische Ebene und die Berggegenden Mittel-Italiens dichten sich die ehrenfesten Männer ein „Sturmlied vor Rom.“

Im Takte nach dem Trommelschlag,  
Im Takte fort bei Nacht und Tag!  
Und Nacht und Tag nicht rechts geseh'n,  
Nicht links geseh'n! nur vorwärts geh'n  
Auf den Feind!

Des Kaisers Feind, des Reiches Feind,  
Der gut sich stellt und Böses meint,  
Der böse Feind! wir suchen ihn,  
Wir folgen ihm, er muß entfliehn,  
Flieh'n in Rom.

\*) Giltet nach den treuen Reproduktionen Hofmann's von Hallerlieden.

In Rom siedt er manch Fährlein ans,  
 Und guckt aus seinem Schneckenhaus —  
 Die Engelburg von Menschenhand,  
 Nur drauf und dran! ist eitel Tand.  
 Drauf und dran!

Spieß nieder! wieder nieder Spieß!  
 Schlüpf' übern Busch, hüpf' übern Kies,  
 Die Schanz' hinab, die Schanz' herauf  
 Mit Todesmacht und Sturmestlauf!  
 Und im Takt!

Im Takte nach dem Trommelschlag,  
 Im Takte fort bei Nacht und Tag!  
 Und Tag und Nacht nicht rechts geseh'n,  
 Nicht links geseh'n! und vorwärts geh'n  
 Auf den Feind!

Wer möchte leugnen, daß diese und viele andere Lieder den gewaltigen Schlachtenmuth des deutschen Kriegers in kräftigen Tönen wiedergeben? Aber daß der Deutsche noch mitten im Kriegsgewühl im fernen Lande, wie heut zu Tage, so auch damals seinen Blick oft rückwärts in die Heimath lenkt und mit inniger Sehnsucht den Tag der Rückkehr herbeiwünscht, das möge das folgende kleine Lied beweisen:

Nur Geduld! bald ist es besser.  
 Nehm' ich in die Hand den Pflug,  
 Wird mein Schwert ein Weidemeßer,  
 Meine Pickelhaub' ein Krug.

Hirsch und Hasen will ich jagen,  
 Niemand soll mein Feind sonst sein.  
 Meine Beut' ein Erntewagen!  
 Und den zwing' ich schon allein.

Süßer schmeckt am eig'nen Tische  
 Mir mein Brod und Trilluklein Bier,  
 Als Limonen, Wein und Fische,  
 In des reichen Manns Quartier.

Gott, du kennst das Gut' und Rechte,  
 Mein Begeh'r und mein Beschwer:  
 Gott verlei'h' dem armen Knechte  
 Eine frohe Wiederkehr!

Wo die Amsel singt im Klieder,  
 Wo der bunte Häher schreit,  
 Dabin, dabin bring' ihn wieder,  
 Gib zum Speßart das Geleit!

Für alle jene Züge, die man als dem deutschen Wesen eigenthümlich bezeichnet, findet man in den Liedern der Grundsberger Landsknechte einen lebendigen, oft ergreifenden Ausdruck. Es sind Volkslieder im schönsten Sinne des Wortes und als solche auch an der trauten Einfachheit zu erkennen, wie sie das folgende Lied in rührender Weise zeigt:

### Beim Abschied.

Es zog ein Reiter wol in den Krieg,  
Und als er auf sein Grauroß stieg,  
Da hub er an zu singen.

Und als das Mägdelein das vernahm,  
Da hub sie an vor lauter Gram.  
Gar bitterlich zu weinen.

Sag' an, was weinest du so sehr?  
Es gibt der Reiter noch viel mehr  
Auf Gottes lieber Erde.

O Reiter, lieber Reiter mein,  
Wirst du von mir geschieden sein,  
Ist auch mein Glück geschieden.

Und als das Mägdelein sprach das Wort,  
Stand still das Roß, er konnte nicht fort,  
Das Herz wollt' ihm zerspringen.

Und plötzlich hub er wieder an:  
Wer für sein Lieb nicht sterben kann,  
Verdient nicht Lieb und Treue!

Da nimm mein gold'nes Ringelein!  
Ade! es muß geschieden sein —  
Dein bleib' ich hent' und immer!

Diese wenigen Proben aus der Fülle dieser Lieder mögen zum Beweise dienen, wie in Zeiten nationaler Konflikte auch die nationalen Eigenthümlichkeiten sich scharf herausheben. Daß auch der deutsche Humor und alle die andern Züge, die das deutsche Volksthum charakterisiren, gerade in der damaligen Zeit auf das Lebendigste sich aussprechen, wäre gewiß, wenn ich es mir gestatten dürfte, durch weitere Mittheilungen, auch aus des Knaben Wunderhorn, leicht zu erweisen.

Wenn wir sehen, daß das Volkslied, diese köstlichste Blüthe im Kranze der lyrischen Dichtung, in solchen Zeiten nationaler Kämpfe seinen höchsten Aufschwung nimmt, weil ja dann gerade der lebendige Inhalt des Volksgemüthes die meiste Veranlassung hat, zu Tage zu treten, so scheint die Hoffnung eine wohlberechtigte zu sein, daß die große Zeit, die wir jetzt erleben, auch dem Volksliede zu einer neuen kräftigen Entfaltung verhelfen werde. Zwar stellen manche Literärhistoriker, und ich weiß aus gewichtigen Gründen, eine solche Möglichkeit von vornherein in Abrede. Aber bemerken wir nicht schon jetzt unter der Fülle der Lieder, welche die Freude an der großen Gegenwart feiern, gar manche, welche den Charakter wahrster Volksthümlichkeit und damit die Möglichkeit in sich tragen, einmal im Munde des ganzen Volkes fortzuleben? Sind dieselben nicht unmittelbar aus dem erregten Gemüthsleben des Volkes selbst hervorgegangen, so zeigen sie doch jenen kühnen, raschen Gang, jene einfache und doch zu Herzen sprechende Weise der echten Volkslieder.

Doch der Beweis, daß wir im Hinblick auf die wundergleiche Entwicklung unserer nationalen Kraft auch für unsere poetische Literatur auf große Erfolge rechnen dürfen, kann sich unmöglich schon

auf die Zeugnisse der Gegenwart stützen, sondern lediglich auf die Erfahrungen, welche uns vergangene Zeiten an die Hand geben.

Daß das siebzehnte Jahrhundert, das traurigste unserer ganzen Geschichte, auf dem Gebiete der Poesie mit Ausnahme des Kirchenliedes so wenig bietet, was dem Herzen zur Freude gereichen könnte, ist eine allbekannte Thatsache. Die fortwährenden Kämpfe gegen den Uebermuth des Hofes zu Versailles, welche über Deutschland so unsägliches Elend heraufführten, konnten damals einer nationalen Poesie nicht förderlich sein, da unser Vaterland seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in sich zerrissen und vom Ausland zertreten, alles nationale Bewußtsein verloren hatte und auf geistigem Gebiete zu einer Provinz Frankreichs herabgesunken war.

Schämte man sich doch in den höhern Kreisen der Gesellschaft seiner Muttersprache, die man nur für den Gebrauch des niedern Volkes gut genug erachtete! Sprach doch der Adel bloß noch deutsch mit „Gott und mit seinem Pferde,“ wie Herder klagt! Und war doch auch schon der Bürgerstand vom französischen Wesen ergriffen! Bildeten doch deutsche Fürsten ihre Umgebung lediglich aus Franzosen, um vergessen zu können, daß sie im barbarischen Deutschland lebten!

Es war natürlich, daß, wie unser Volk an dem Fieber der Nachäffung erkrankte, so auch seine Literatur eine Magd des Auslandes wurde. Der deutsche Genius lag vor wälschen Vorbildern im Staube.

Wie diese Invasion eines fremdländischen Elementes deutschem Leben, deutscher Sitte, deutschem Sinne die tiefsten Wunden schlug, wie die Herzen unter der Herrschaft französischer Bildung an ursprünglichen Gefühlen so leer blieben, wie die Gesinnung deshalb so matt war und jede Lebensquelle der Poesie vertrocknet schien, ist eine traurige, aber unleugbare Wahrnehmung.

Im Wesentlichen war und blieb unser Vaterland in diesem Zustande geistiger Sklaverei bis zu jenen denkwürdigen Tagen, wo Friedrich der Große dem übermüthigen Erbfeind unseres Volkes bei Rossbach eine schmachvolle Niederlage bereitete. Der Zauber des französischen Namens konnte nicht eher gebrochen werden, bis das eitle Nachbarvolk durch Friedrich's Helden Schwert auf das Empfindlichste gezüchtigt und den Deutschen das Bewußtsein ihrer Ehre und ihres Werthes zurückgegeben wurde.

Aber kaum ist dies geschehen, kaum ist die deutsche Ehre gerächt, so daß man sich des deutschen Namens nicht mehr zu schämen brauchte, als auch mit der erwachten patriotischen Strömung es sich wieder mächtig regte auf dem Gebiete geistiger Strebungen und zwar in eigenthümlich deutscher Weise. So berechtigt ein Rückblick auf diese Zeit zu der Ueberzeugung, daß sich gewiß unsere vaterländische Literatur von der nationalen Erhebung der Gegenwart eine reiche Blüthe deutschen Geisteslebens versprechen darf.

Ja als das deutsche Selbstgefühl unter der Wahrnehmung erstarkte, wie der Ruhmesglanz von Friedrich's Thaten, den er, ein deutscher Held, an der Spitze eines deutschen Volkes erfochten, auf das gesammte Vaterland seine Strahlen warf und den deutschen Namen wieder zu Ehren brachte, da begann die Wiedergeburt unserer Literatur.

Was die Säger des siebenjährigen Krieges uns hinterlassen, es erhebt sich das weit über die Leistungen der vorausgehenden Periode. Wie dieselben eine mächtige Anregung durch die Begeisterung der Zeit empfangen, ersehen wir aus den Dichtungen eines Gleim, eines Rammler, der Karschin u. A.

Kleist wird, wie der Jüngling mit Feiler und Schwert in der Zeit der Freiheitskriege, der Liebling seiner Zeitgenossen und das um so mehr, als er die schönen Worte am Schlusse seines „Eisfides und Paches“:

Der Tod für's Vaterland ist ewiger  
Verehrung werth. — Wie gern sterb' ich ihn auch  
Den ehlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!

in der blutigen Schlacht bei Kunersdorf zur Wahrheit machte.

Vor allem tritt uns aber in den Zeiten des siebenjährigen Krieges das erhebende Bild eines Freiheitskampfes entgegen, in welchem der erwachende Genius des deutschen Volkes die Fesseln zu brechen sucht, in denen er bei seiner bisherigen Abhängigkeit von Frankreich schmachtete.

Und Lessing ist es, in dem wir den großen Heerführer dieser geistigen Bewegung erkennen. Er schlägt den Feind mit gleich großartiger Taktik, als Friedrich auf dem Schlachtfelde. Die Herrschaft Voltaire's, des literarischen Gebieters von Europa, dem viele Fürsten der Zeit die schmeichelhaftesten Huldigungen darbrachten, wird durch Lessing wenigstens auf dem Boden unseres Vaterlandes gestürzt und so die deutsche Ehre an dem kalten Spötter gerächt, der von den Deutschen nichts weiter zu sagen wußte, als daß er ihnen mehr Geist und ihrer Sprache weniger Konsonanten wünsche. In Beziehung auf die vermeinte Unfehlbarkeit seiner Aussprüche fällt endlich den Deutschen die Binde von den Augen; der Zauberbann seiner Poesie wird gebrochen, seitdem man gewahrt, wie viel blendendes Flittergold statt des echten sie bietet.

Auch Corneille und Racine sinken von ihrer angestaunten Höhe. Lessing zeigt es zu unwiderleglich, wie sehr sich dieselben an der mißverstandenen Regel des Aristoteles und an der Natur versündigt haben.

Gottsched und seine französirende Schule verlor ihr Terrain. Wieland wird zurecht gewiesen, weil er alle Augenblicke seine Leser über französische Worte stolpern läßt, „die alle nicht mehr sagen als die deutschen.“

War es zunächst das Gebiet der Dramatik, auf welchem Lessing den Feind besiegte, so durchbrach er gerade damit dessen Centrum, da ja das Drama die bedeutendste, in das Leben am meisten eingreifende Dichtungsform ist und den vorzüglichsten Stützpunkt der französischen Tyrannei bildete.

Bald eilten dem siegreichen Streiter würdige Kampfgenossen zur Seite. Herder tritt in ihre Reihen und kämpft mit vaterländischem Sinn für Deutschlands literarische Selbständigkeit. Auch er tritt dem Hauptfehler unserer Natur, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen das Fremde sich selbst nicht kennt und achtet, mit Entschiedenheit gegenüber und weist die nationale Physiognomie, die poetische Eigenthümlichkeit eines jeden Volkes nach, deren es sich nicht ungestraft begeben könne.

Bald kommen denn auch die Stürmer und Dränger, welche die französische, wie jede Autorität verwerfen. Der junge Goethe ruft in jugendlichem Uebermuth: Französlein, was willst du mit der griechischen Rüstung? Sie ist dir zu groß, zu schwer!

Bei dieser kritischen Negation des französischen Geschmacks blieb aber die deutsche Literatur nicht stehen. Sie kehrte auch in ihren Dichtungen — und das ist das positive Ergebnis jenes Freiheitskampfes — zur Natur und Wahrheit zurück. Und auch hier ist Lessing's Streben bahnbrechend. Seinen Theorien stehen ja immer poetische Produktionen zur Seite, so daß er doppelt gerüstet das Schlachtfeld behauptet.

Mit seiner Minna von Barnhelm beginnt eine neue Periode unseres Dramas, da dies Stück in seiner naturwüchsigigen Frische, in seiner ergreifenden Wahrheit gegen die konventionelle Poesie der Vergangenheit scharf abschneidet. Die uns hier entgegentretenden Personen sind nicht mehr bloße Typen, wie im französischen Drama so häufig; nicht Theaterpuppen, sondern Menschen von Fleisch und Blut.

Den Weg aber zur Natur und Wahrheit, der unserer Literatur in ihrer Abhängigkeit von Frankreich verloren gegangen war, fand unsere Poesie wieder, als sie sich an dem großen Interesse der Zeit lebendig betheiligte und sich mit dem Gehalte des deutschen Lebens erfüllte.

So ist Lessing's Drama nach Göthe's Ausdruck die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges. Den Stoff hat der Dichter nicht aus mühseligen Studien zusammengetragen, sondern aus der großen, miterlebten Wirklichkeit empfangen und hat so nicht nöthig, auf künstlichem Wege die Theilnahme für denselben zu wecken. Es ist deutsches Leben, das sich uns hier entfaltet, es sind deutsche Charaktere, die uns besonders in den kriegerischen Gestalten des Stückes entgegen treten, Charaktere, wie sie Lessing während seines Breslauer Aufenthaltes kennen gelernt.

Fürwahr es sind keine schlechten Früchte gewesen, welche die Poesie damals vom Baume des Lebens brach. Mancher Saame wurde ausgestreut, der neue Früchte verhieß.

Wenn wir so sehen, daß damals zuerst nach langen Zeiten einer gänzlichen Hingabe an fremdländische Einflüsse ein gewaltiger Protest gegen die Herrschaft des französischen Geschmacks erhoben wurde, so dürfen wir durchaus nicht verkennen, daß der siebenjährige Krieg auch schon insofern denselben veranlaßte, als durch den Zusammenstoß auch der Kontrast in der eigenthümlichen Denkungsart der Völker um so schärfer hervortrat.

Der geistige Befreiungskrieg von der literarischen Tyrannei der Franzosen, den Lessing begann, ist auf wichtigen Gebieten ein folgenreicher gewesen. Wir wollen aber hoffen, daß unter der mächtigen Anregung der Jetztzeit das große Werk, zu dem er den Grund legte, nach den verschiedensten Seiten hin ruhmvoll zu Ende geführt werde. Möchten wir es doch erleben, daß die unsittliche französische Komödie und Offenbachiade von unseren Bühnen weiche und einem vaterländischen, sich von den Principien der Sittlichkeit nicht lossprechenden Lustspiele Platz mache.

Aber freilich trat schon nach wenig Jahrzehnten gegen das inmitten des vorigen Jahrhunderts sich so kräftig regende nationale Element eine Reaktion ein, ein leidiger Kosmopolitismus, dem auch unsere besten Dichter huldigten. Dem vaterländischen und nationalen Interesse wurde den allgemein menschlichen Angelegenheiten gegenüber eine ganz untergeordnete Geltung zuerkannt. So verkannte man es auch gänzlich, daß jede Volkspersönlichkeit mit der ihr eigenen Begabung auch den ihr eigenen Weg der Entwicklung gehe, und hielt es für wünschenswerth, daß das Besondere möglichst abgestreift, nicht aber gepflegt werde. Diese weltbürgerliche Gleichgültigkeit gegen die eigene Nation und ihre Interessen theilte bekanntlich selbst Göthe und lange auch Schiller, welcher die That Arnold's von Winkelried als eine sittliche Rohheit bezeichnete.

Zu das Weltbürgertum steigerte sich in den ersten Jahren der französischen Revolution zum Enthusiasmus. Diese mächtige Bewegung mit ihren Schlagwörtern „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“

schien den goldenen Tag heraufzuführen, der den schönen Traum von einem Bruderreiche der Völker auf Erden zur erfreulichsten Wirklichkeit machen sollte. Die von Frankreich herübertönenden Verheißungen einer einzigen verbündeten Weltrepublik fanden in Deutschland viele gläubige Herzen.

Der Sturm der Bastille wurde selbst von Klopstock als das herrlichste Ereigniß seit dem Untergange des weströmischen Reiches gepriesen.

Daß aber das Weltbürgerthum auch dann noch in vollster Blüthe stand, als die Feinde schon an den Rhein und über den Rhein rückten, daß die Franzosen als die Sendboten einer neuen schönen Zeit freudig begrüßt wurden und nicht bloß von einer urtheilslosen Menge, sondern sogar von manchem der geistigen Führer unserer Nation, daß sogar die deutsche Dichtkunst sich dazu hergab, die vermeintlichen Befreier auf deutschem Boden willkommen zu heißen und zu siegreichem Vorrücken zu ermutigen, muß zu den traurigsten Verirrungen gerechnet werden, welche die Geschichte unseres Volkes aufweist.

Wir dürfen uns gewiß von ganzem Herzen freuen, daß eine solche kosmopolitische Zerfahrenheit in den großen Tagen der Gegenwart sich nur in den vereinzelt Stimmen der Socialdemokraten hörbar macht. Denn welche Gefahren ein exaltirtes Weltbürgerthum für eine Nation mit sich bringt, das zeigt in damaliger Zeit das Beginnen der Klubbiisten von Mainz. Waren sie es nicht, die unter Leitung Georg Forster's dem französischen General Custine es wesentlich erleichterten, mit acht Tausend Mann ungeübter Truppen Deutschlands Bollwerk am Rhein ohne Kanonenschuß zu nehmen? Waren sie es nicht, die eine Deputation nach Paris entsendeten, um dort die Aufnahme ihrer Stadt in den Verband der Neufranken zu bewirken?

Wir dürfen uns freuen, daß ein wachsendes Nationalgefühl alle Schichten unseres Volkes durchdringt, so daß schwerlich ein deutscher Schriftsteller der Gegenwart sich äußern dürfte, wie es Hebel gethan, als Napoleon I. in Deutschland einbrach: Ich bin in diesem Kriege so neutral als mein zahmes Hausmäuslein, das gegenwärtig ein Kerzenstümplein von gestern frühstückt und auch wie ich keine Zeitungen lieft. Hat doch der Sänger der allemannischen Gedichte 1806 Napoleon sogar einen raschen Sieg über die Preußen gewünscht, „damit es einmal wieder Friede werde.“

Diese weltbürgerliche Gleichgültigkeit begann erst dann zu weichen, als die Franzosen den preussischen Staat in Trümmer gelegt hatten. Als die früher willkommen geheißenen Gäste von jenseits des Rheines sich wie es schien für immer in unseren heimatlichen Gauen niederließen, als man in nächster Nähe ihr unzuverlässiges, übermüthiges, frivoles Wesen erkannte, ja zu der Zeit, als Jerome mit seinem liederlichen Hofe auf Wilhelmshöhe seine Orgien feierte, kam man allmählich wieder zur Erkenntniß der hohen Vorzüge des deutschen Volksthums und empfand es schmerzlich, wohin die Mißachtung der eigenen Nationalität führe. Es fühlte unser Volk, daß es nicht mit Treue seiner gottgeordneten Aufgabe gewartet habe und daß es mit dem Erbe seiner Väter leichtsinnig umgesprungen sei, es fühlte, daß es besonders auch auf religiösem Gebiete seine Eigenart verleugnet und die Innerlichkeit christlichen Glaubenslebens gegen das Flittergold französischer Freigeisterei dahingegeben habe.

Je mehr es nun Napoleon versuchte, uns unsere Nationalität zu nehmen, um so mehr begann das nationale Bewußtsein sich zu regen. Das zeigte sich immer erkennbarer in einem mächtigen

Anstreben gegen die verderblichen Einflüsse des fremden Volksthum's, in einer religiös-sittlichen Vorbereitung zu einem Kampfe auf Leben und Tod, der uns allein retten konnte.

Während sich manche unserer Schriftsteller selbst bei der unserer Nation drohenden Gefahr, mit der verlorenen Freiheit auch die ererbte Sitte und die Muttersprache zu verlieren, noch ganz unkümmert zeigten, gaben doch andere dem wachsenden Unmuth und Zorn des deutschen Volkes einen entsprechenden Ausdruck. Mächler verkündigt schon im December 1806 dem fränkischen Imperator den unausbleiblichen Untergang seines Reiches. Von seiner Dichtung „dem Eroberer,“ welche dem Verfasser fast das Schicksal eines Palm bereitet hätte und die es gewiß verdient, im Gedächtniß der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben, möge es mir gestattet sein, zwei Strophen mitzutheilen.

Mag die Welt in tödlichem Erjaunen  
Knechtisch deiner Macht Verehrung weih'n,  
Immer wirft auch du das Spiel der Lannen  
Einer blinden Schicksalsgöttin sein:  
Wenn der Slav' im Staube dich bewundert,  
Tran' des Feigen Schmeichelworten nicht,  
Freier hält ein künftiges Jahrhundert  
Ueber dich fern Strafgericht.

Wie du grausam, was bestand, zertrümmert,  
Stürzet in Ruinen einst dein Reich,  
Und die Krone, die dein Haupt umschimmert,  
Macht die Thräne der Verzweiflung bleich.  
Wer mit Sichel der Zerföderung mähet,  
Färbt den Purpur mit der Unschuld Blut,  
Ernten wird er, was er ausgesäet,  
Untergeh'n in blinder Wuth.

Auch der als fader und sentimentalere Dichter so vielgeschmähte Liedge verdient um so mehr ein ehrendes Gedächtniß, als er schon frühzeitig kräftige patriotische Töne anschlägt. Als sich Oesterreich 1809 zu einem gewaltigen, aber vergeblichen Kampf gegen den Bedrücker Europa's erhebt, mahnt er das deutsche Volk, aufzustehen und seine Ketten zu brechen.

Hört, wach' ein Ruf, der mit dem Lorchenschlage  
Fernher die blaue Frühlingsluft erfüllt,  
Und im Gemüth voll bang erregter Klage  
Den Lichtblick neuer Hoffnungen enthüllt!  
Verkündet er den festlichsten der Tage?  
Den Nichttag Gottes, der die Zeit erfüllt?  
Er tönet wie mit langverhalt'nem Grimme!  
Bom Donaustrom herüber schallt die Stimme.

Da spiegelt sich das neue Morgenroth!  
Auf, deutsche Söhne, wagt euch zu erheben!  
Unwillig braust der Rhein durch seine Neben,  
Löst ihn und euch vom fremden Machtgebot!  
Der Sklave lebt nur halb; und halbes Leben,  
Nichts weiter ist's, als ein gefühlter Tod!  
O, richtet euch mit frischem Herzensschlage  
Empor zum großen Auferstehungstage!

Ja viele der exaltirtesten Weltbürger kamen in diesen Zeiten, in denen deutsches Volksthum und wälsche Denkweise so hart zusammenstießen, zu der Einsicht, daß die Vaterlandsliebe doch mehr sei, als „eine heroische Schwachheit.“ Finden wir nicht selbst solche belehrte Kosmopoliten an der Spitze der nationalen Bewegung? Ist es nicht Görres, der ehemalige Redakteur des rothen Blattes, der jetzt mit flammenden Worten unser Volk zur vollen Wiederkehr zu all seinen Tugenden ermahnt? Ist es nicht Fichte, der weltbürgerliche Philosoph, der jetzt mit erhebender Begeisterung thatkräftige Gesinnung und nationales Selbstgefühl wach ruft?

Je mehr sich der Deutsche abgestoßen fühlt von der fremden Volksindividualität, um so lebendiger fühlt er sich auch angetrieben, das Eigenartige wieder hervorzufuchen und ihm eine reiche Pflege angedeihen zu lassen.

Ihren poetischen Ausdruck findet diese Sehnsucht nach den Gütern des eigenen Vaterhauses in der Romantik, die dem deutschen Geiste das leuchtende Bild vergangener Tage zwar in einseitiger, aber doch wirksamer Weise vorführt. Mit ihr und durch sie regt es sich auf den verschiedensten Gebieten deutschen Volksthums und wie aus dem Grabe ersteht, was in der Vergangenheit Großes geschaffen wurde.

Die deutsche Heldendichtung des Mittelalters erfüllt das Herz wieder mit erhebender Freude; man fühlt sich ergriffen von der Schönheit des Minnesanges und findet das auf dem heimischen Boden erwachsene Märchen reizender, als das aus der Fremde zu uns gebrachte. Nachdem man Lieder aus den fernsten Zonen vernommen, da dringen endlich auch wieder die trauten Töne des deutschen Volksliedes aus des Knaben Wunderhorn an das lauschende Ohr. Die Dome unserer Vorfahren sprechen wieder beredt zu der Gegenwart. Die Gemälde altdeutscher Meister werden aus dem Staube gezogen und mit bewunderndem Auge geschaut. Wie vielseitig und wie großartig sind nicht die Erfolge gewesen, die wir in jenen Zeiten eines tiefen Konfliktes mit einer fremden Nationalität auf dem Felde deutschen Geisteslebens erlangten!

Und als der Kampf selbst sich erhob, als unser Volk seine gewaltigen Freiheitskämpfe schlug, wie weht uns da aus den Liedern eines Arndt, Schenkendorf, Rückert, Körner der nationale Geist in seiner vollsten Lauterkeit an! Welch warmem Pulsschlag deutschen Lebens begegnen wir nicht in der Dichtung jener großen Tage!

Das sind fürwahr nicht kunstgelernte Klänge,  
Das volle deutsche Herz hat hier gesungen,  
Drum sind uns auch durch Mark und Bein gedrungen  
Wie Donner Gottes diese Kraftgesänge.

Es ist wohl kaum zu leugnen, daß diese Töne echt deutscher Poesie bald wieder verhallten, ja daß jene Zeiten außer in der Lyrik einen ihrer ganzen Größe entsprechenden dichterischen Ausdruck kaum gefunden haben. Aber lag das nicht daran, daß die nationale Wiedergeburt in vieler Beziehung auf halbem Wege stehen blieb, die berechtigtesten Hoffnungen an einer mitleidslosen Gestaltung der Verhältnisse scheiterten und unser Volk mit seiner erwachten Sehnsucht nach Einigung und nationaler Geltung sich auf eine ferne Zukunft verwiesen sah?

Doch wird zugleich die Wahrnehmung, daß nach all den schmerzlichen Erfahrungen, die man unter dem Joch der Fremdherrschaft machen mußte, und nach diesem furchtbaren Kampf auf Leben und Tod die geistige Unabhängigkeit vom Ausland noch immer nicht, wenigstens nicht auf allen Gebieten errungen war, jedenfalls einen sprechenden Beweis dafür bieten, wie schwer doch ein Volk, das Jahrhunderte lang sich selbst verloren, zu seiner Individualität zurückzukehren vermag.

Kamen doch noch Jahrzehnte, wo wenigstens ein großer Theil unseres Volkes wieder nach Westen schaute und von dort das Heil erwartete, wo unsere Politiker erwartungsvoll auf jede Kammerdebatte in Paris lauschten! Kamen doch noch Jahrzehnte, wo auf dem Gebiete der poetischen Literatur die französische Frivolität zur Herrschaft gelangte, wo ein Heine jenes moderne Heidenthum verkündigte, das mit seiner Blasphemie gegen alles Heilige das Christenthum stürzen und mit seiner Herrschaft des Fleisches die Menschheit beglücken wollte.

Aber kaum schrieben wir 1840, kaum bedrohte das Ministerium Thiers unsern deutschen Rhein, als auch schon wieder eine patriotische Strömung ganz Deutschland durchzog, welche sich in Liedern voll heiliger Begeisterung auf das Kräftigste aussprach. Der alte Arndt sang sein „ganz Deutschland in Frankreich hinein,“ Becker sein Rheinlied, Schneckenburger seine Wacht am Rhein. Diese beiden letzten Dichter sind fast lediglich durch die angeführten Lieder bekannt. Man sieht daraus, wie patriotische Begeisterung selbst mäßige Gaben zu trefflichen Leistungen erhöhen kann.

Um so berechtigter darf daher die Erwartung erscheinen, daß die Jetztzeit in ihrer Großartigkeit — und Gott gebe, daß dieselbe das Ende des Krieges noch lange überdauere! — unserer Poesie zu der bedeutendsten Entfaltung gereichen werde.

Wir dürfen hoffen, daß mit der Neugestaltung des deutschen Reiches, mit dem Wachsthum eines wohl begründeten Nationalgefühls die Kräfte sich mächtig regen werden und unter dem Einflusse einer großen Zeit uns eine neue Dichtergeneration erstehen werde. Wir dürfen hoffen, daß unsere Dichtung um so entschiedener eine nationale Richtung einschlagen werde, je schärfer sich unsere Volksphysiognomie in dem gegenwärtigen Kampfe abhebt von den Zügen des entarteten Nachbarvolks und brauchen bei der dem Deutschen angeborenen Sympathie für das geistige Leben aller Völker andererseits gewiß nicht zu fürchten, daß unsere Literatur einem beschränkten Teutonismus verfallen könne.

Wir dürfen hoffen, daß die Lyrik mit lebendiger Berührung des vaterländischen Bodens wieder zu neuer Volksthümllichkeit und jugendfrischer Kraft erwache. Wir dürfen hoffen, daß auch Drama und Epos in erneute Blüthe treten werden. Denn wenn diese großen Dichtungsgattungen noch nicht ihre volle Höhe erlangen konnten, lag es nicht daran, daß uns die Geschlossenheit und Einheit des nationalen Lebens fehlte? Lag es nicht auch daran, daß unser Volk so lange von aller historischen Bewegung ausgeschlossen war?

Und werden unsere Dichter, wenn unsere Nation wieder zu hinreichender Einheit des politischen Daseins gelangt, es noch immer nöthig haben, ihre Stoffe aus aller Welt zusammen zu lesen? Die Zeiten sind gewiß nicht mehr fern, wo die großen Gestalten unserer geschichtlichen Vergangenheit, welche bis jetzt als süd- oder norddeutsch nur einen Bruchtheil unseres Volkes anzogen, in ganz anderem Lichte erscheinen und unter der Hand begabter Dichter die weitgreifendsten Sympathien finden werden.

Ja wenn uns durch Gottes Gnade mit der Neugestaltung unseres politischen, auch eine wahrhafte Erneuerung unseres religiös-sittlichen Lebens beschieden sein sollte, dann würden uns auch die ursprünglichen Züge unseres nationalen Charakters wieder im Spiegelbild der Poesie in ihrer vollen Lauterkeit und ihrer ganzen Reinheit entgegen leuchten und die Bretter, welche die Welt bedeuten, würden aufhören Stätten eiteln Schaugepranges und frivolen Sinnenkugels zu sein.

Wie unser Volk sich wieder zu epischer Thatkraft emporgerafft hat, so wird mit ihm hoffentlich auch das Heldengedicht einen neuen Aufschwung nehmen. Abgesehen davon, daß überhaupt der männlich großen That wieder die lebendigste Theilnahme entgegen gebracht wird, kann das Epos selbst für seine Objekte aus dem großen Kriege der Gegenwart reichen Gewinn ziehen.

Man sagt zwar, die Persönlichkeiten und Thaten der jüngsten Vergangenheit könnten unmöglich der epischen Poesie zum Vorwurf dienen, da dieselben in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit der Phantasie des Dichters keinen Spielraum zu freier Gestaltung gewährten. Aber hat nicht Scherenberg in seinem „Waterloo“ trotz aller Fehler dieser Dichtung uns gezeigt, was auch aus einem näher Vergangenheit entnommenen und deshalb wenig antastbaren Stoffe zu machen ist, wenn ihn ein wahrer Dichter ergreift?

Und wenn nun die Geschichte selbst Poesie ist, oder wenn sie wenigstens eine Fülle hochpoetischer Momente bietet, wie man dies ohne Zweifel von diesem wundergleichen Kriege behaupten darf? Gewiß, es fordert die gewaltige Zeit gleichsam mit innerer Nothwendigkeit ihren Dichter, der mit dramatischer Lebendigkeit und plastischer Anschaulichkeit ihr Gestalt verleiht für die kommenden Jahrhunderte!

An all diese Hoffnungen für das Gedeihen unserer vaterländischen Poesie, welche bei einem Blicke auf die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart, deren Tragweite wir noch kaum zu erfassen vermögen, gewiß als wohlbegründete erscheinen dürfen, — an all diese Hoffnungen erinnere ich um so lieber, als ja der heutige Tag, das Geburtsfest unseres Durchlauchtigsten Landesherrn, ein Tag der Freude ist, an dem man so gern all des Guten gedenkt, womit Gott unser deutsches Vaterland und in demselben unser Heimathland gesegnet hat.

Wir wünschen gewiß alle, daß der vier und zwanzigste September noch lange als ein Tag der Feier betrachtet werde und daß unserem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn noch manches Jahr ungestörten Glückes beschieden sein möge; wir wünschen gewiß alle, daß unter seiner milden Regierung unsere Heimath im neugestalteten Deutschland eine Stätte sei, wo vaterländische Gesinnung, deutsche Kunst und Wissenschaft stets ihre Pflege finden mögen.

E. Einert.

